

Die Wählerin

Blätter zum Wahlkampf in Preußen

Eile tut not!

Nur noch diesen Sonntag liegen die Wählerlisten öffentlich aus. Wer versäumt hat, sich davon zu überzeugen, daß sein Name in der Liste verzeichnet steht, läuft Gefahr, daß er am 20. Februar seine Stimme nicht abgeben kann.

Gerade die Frauen haben die Notwendigkeit noch nicht begriffen, sich rechtzeitig selbst um die Richtigkeit der Listen zu bemühen. Deshalb sagen wir ihnen in letzter Stunde: Geht sofort in das öffentlich bekanntgegebene Lokal eures Bezirks, um euch durch eigene Nachfrage zu überzeugen, daß ihr als Wahlberechtigte eingetragen sind. Aber wirklich sofort! Säunt nicht länger! Es ist wirklich so:

Eile tut not!

Warum und Wie?

Von Anna Bloss.

Warum sollen Frauen wählen? Wie sollen Frauen wählen?

Als der 9. November 1918 den Frauen das Wahlrecht brachte, war die Begeisterung unter den meisten von ihnen sehr groß, noch größer das Liebeswerben der Parteien, die der Frau bisher die politische Wahlberechtigung absprechen wollten.

Das Interesse vieler Frauen für die politische Freiheit und die Rechte, die sie ihnen brachte, hat inzwischen sehr abgeflaut. Viele, die sich vorher überhaupt nicht um Politik gekümmert hatten, machten sich ganz unklare Begriffe von der Wirkung des Frauenstimmrechts, die sich nicht in die Tat umsetzen konnten. Andere, die eifrig um das Frauenstimmrecht gekämpft hatten, glaubten ebenfalls, mit der Verwirklichung müsse eine bessere, schönere Zeit für die Frauen kommen. Sie alle leiden unter großer Enttäuschung.

Die Frauen vergessen, daß das Stimmrecht doch nichts mehr ist wie eine Waffe. Daß sie die Waffe gebrauchen lernen und wie sie sie gebrauchen, davon hängt nicht nur ihr eigenes Geschick, sondern auch das ihrer Kinder ab.

Die Nöte der Zeit sind nicht geringer, sie sind größer geworden seit Ende des Krieges. Woran liegt das? Zum Teil natürlich an den Folgen des Versailler Friedensvertrages, der Deutschland so viele Existenzmöglichkeiten nimmt, ihnen aber keine neuen dafür gibt.

Und doch, wieviel schlimmer ist noch alles geworden, als es vor sechs Monaten war, d. h. seit der neue Reichstag gewählt wurde. Solange die Sozialdemokraten noch in der Regierung waren, setzten sie all ihren Einfluß dafür ein, daß die wichtigsten Lebensmittel rationiert und zu Höchstpreisen verkauft wurden. Seit wir eine neue bürgerliche Regierung haben, wird nach und nach eine Ware nach der anderen dem freien Handel ausgeliefert. Die Not der Hausfrau wächst ins Riesengroße, wenn sie saft für alles, was das tägliche Leben erfordert, weit mehr als das Doppelte zahlen muß, was es noch im Juni 1920 kostete. Rindfleisch ist von 6 Mark auf 14 Mark gestiegen, Nahrungsmittel, wie Haferflocken, die für Kinder so wichtig sind, kosten das Doppelte gegen früher. Der Zentner Kartoffeln hier und da für Minderbemittelte kostet 20 bis 22 M. Die meisten Hausfrauen in Deutschland müssen aber bis zu 60 M. zahlen, um überhaupt Kartoffeln zu erhalten. Alles ist im Ueberfluß zu haben für die Hausfrauen, die Geld haben. Die vielen aber, deren Wirtschaftsgeld knapp

bemessen ist im Verhältnis zu der Lebensmittelteuerung, und die täglich rechnen und rechnen, müssen sich doch fragen, wie eine so ungeheure Teuerung in so kurzer Zeit möglich ist. Die Regierung, die alle wichtigen Lebensmittel freigegeben hat, steht unter dem Einfluß von Parteien, denen die wahre Not des Volkes fremd ist.

Hausfrauen, besinnt Euch darauf, daß Ihr wählen müßt und daß Ihr die Vertreter der Sozialdemokratischen Partei wählen müßt, die ausschließlich für Eure Interessen eintritt, die Euch helfen will, eine wenigstens erträgliche Lebensweise zu führen.

Der Sozialdemokratie danken die Arbeiterinnen die strenger durchgeführte Gewerbeaufsicht, die für hygienische Arbeitsbetriebe und für Schutz an gesundheitsgefährlichen Maschinen zu sorgen hat. Sie danken ihr die Möglichkeit, als Betriebsrätinnen mitzuwirken bei sozialen Einrichtungen, bei Bohnenfestsetzungen usw. Diese Neuerungen finden noch heute den Widerstand der meisten bürgerlichen Parteien. Weitergehende Forderungen werden kaum durchzuführen sein, wenn die Sozialdemokratie durch Eure Schuld, d. h. durch Abgabe eines Wahlzettels für eine andere Partei an Einfluß verliert.

Auch die Neuregelung des Gesetzes über Wochenhilfe und Wochenfürsorge, das allen versicherten, aber auch den nicht-versicherten Wöchnerinnen in ihrer schweren Zeit Hilfe bringt, verdanken die Frauen der Sozialdemokratie. Auch dieses Gesetz kann mit ihrer Hilfe noch besser ausgebaut werden, wenn sie entsprechend stark im Parlament vertreten ist.

Und nun erst die Mütter! Wie warm tritt die Sozialdemokratie für die Erziehung, die leibliche und seelische Pflege der ehelichen wie der unehelichen Kinder ein! Sie will dem Kleinkind wie dem Schulkind helfen, daß es zum tüchtigen Menschen heranwächst, ohne Unterschied der Herkunft. Sie verpflichtet Staat und Gemeinden, den Eltern wie den unverheirateten Müttern bei der Sorge um ihre Kinder beizustehen.

Die Sozialdemokratie hat sich bemüht, bei der Reichsversammlung, wie bei den Verfassungen der Bundesstaaten, die Interessen der Hausfrauen, der Arbeiterinnen und Beamtinnen, vor allem aber der Mütter aufs wärmste wahrzunehmen. Wenn ihr das nicht in dem Grade gelungen ist, wie sie es gewünscht hätte, so liegt das zum größten Teil an dem Widerstand, den die bürgerlichen Parteien ihr leisteten.

Auf Grund der Verfassungen läßt sich eine Reihe von Gesetzen und Forderungen verwirklichen, welche den Frauen zum Segen werden können. Sie dürfen sich aber nicht durch die Versprechungen locken lassen, die ihnen von rechts gemacht werden, daß durch Herstellung der früheren Zustände sich ein Paradies schaffen ließe. Sie dürfen sich auch nicht durch die Phantastereien der äußersten Linken verleiten lassen, die ihnen das Elend der jetzigen russischen Verhältnisse als das Himmelreich schildern wollen. Wer die Parteien von rechts oder links stärkt durch Abgabe eines Wahlzettels für die einen oder die andern, der beschwört neue Kriege, neues Elend über Deutschland herauf. Das wollen die Frauen doch gewiß nicht!

Jetzt, wo die Wahlen in Preußen vor der Tür stehen, ist den Frauen Gelegenheit gegeben, Fehler wieder gut zu machen, die uns im Juni so schwer geschädigt haben. In Preußen ist ja durch die Revolution nicht nur den Frauen das Wahlrecht gegeben. Auch das ungerechte Dreiklassenwahlgesetz wurde aufgehoben. Wieviel ist da gut zu machen, was in früheren Landtagen an den Minderbemittelten gesündigt wurde. Das wird Zeit brauchen! Daß es aber nicht zu lange Zeit braucht, dazu könnt Ihr Hausfrauen, Ihr Arbeiterinnen, Ihr Mütter helfen durch Abgabe des Wahlzettels

für die Sozialdemokratie.

Die Sozialdemokraten tun das, was Gott von Anfang an durch seine Zeugen gefordert: sie nehmen sich einzig der Armen und Geknechteten in durchgreifender Weise an — und sollten ohne Gott sein!

In der Tat: Es gibt nichts, was die christliche Gottlosigkeit so grell beleuchtet, als der Vorwurf, den die Christen gegen die Sozialdemokratie erheben.

Maxim Hermann Kutter.

Weiberherrschaft in Preußen.

Im alten Preußen waren die Frauen politisch rechtlos. Weder zum Wahlrecht, noch zur Rechtsprechung, noch zu den Ämtern waren sie zugelassen. Erst in den allerletzten Jahren des alten Systems eröffnete man den Töchtern der Wohlhabenden das Universitätsstudium, ein Schritt, den selbst das absolutistische Rußland schon viel früher und gründlicher getan hatte.

Und doch hat auch im alten absolutistischen Preußen mitunter das weibliche Element starken Einfluß auf die Politik gehabt. Allerdings kann man hier nicht von Frauenherrschaft reden, sondern schon das Wort Weiberherrschaft anwenden. Wie in allen absoluten Fürstentümern, so hat nämlich auch im Hohenzollernhaus das Maitressenwesen zeitweilig großen Umfang angenommen. Auf der Schule lernt man freilich nichts davon.

Aber diese Maitressen sind vorhanden gewesen und haben oft genug unheilvoll ihre Hand im Spiele der preussischen Politik gehabt. Freilich war es nicht ganz ungefährlich, hohenzollernische Maitresse zu sein. Wenn nämlich der fürstliche Galan starb, dann drohte durch dessen Nachfolger meist schimpfliche Enterkerung. Friedrich Wilhelm I. hat einmal eine Potsdamer Kantorstocher öffentlich auspeitschen lassen, weil sie mit seinem Sohne, dem späteren Friedrich III., ein Liebesverhältnis hatte.

Wir wollen aber hier keine Standeschronik der Hohenzollern schreiben, sondern nur zeigen, wie sehr diese angeblich so edlen Monarchen die Wohlfahrt des Volkes und die Forderungen der Gerechtigkeit hinter ihrem Liebesbedürfnis zu kurz kommen ließen.

Ein früherer Fall ist der des Kurfürsten Joachim I. (1499 bis 1535). Ihm kommt auch eine gewisse geschichtliche Bedeutung zu. Joachim I., der in einem Briefe selbst schrieb, daß er während 17 Jahren keinen Mangel an Weibern gehabt hätte, verliebte sich in die Gattin des angesehenen Berliner Bürgers Wolf Hornung. Da sie ihm nicht zu Willen war, so ließ er sie kurzerhand auf sein Schloß verschleppen, den Gatten aber zwang er unter Konfiskation seiner Güter das Land zu verlassen. Damit hat dieser Fürst den biblischen Fall des Königs David und der Bathseba und den berühmten „Urtasbrief“ gegen deren Gatten noch übertrumpft. Kein Geringerer als Martin Luther hat sich des vertriebenen Wolf Hornung angenommen und nach vergeblicher brieflicher Ermahnung eine starke Kampfschrift gegen den fürstlichen Verführer veröffentlicht. Das aber führte dazu, die Abneigung Joachims gegen den Reformator zu verstärken, der nach seinen eigenen Worten „dem kurfürstlichen Hut ins Futter griff, daß die Haare stieben“. Joachim wurde ein wütender Feind der Reformation und blieb streng katholisch, während schon das ganze Land der neuen Lehre Luthers anhing. So wirkte der schimpfliche Liebeshandel des Fürsten auch politisch aus.

Ein Fall aus der Blütezeit des Fürstenabsolutismus: Friedrich I. (1688—1714) stand lange Zeit unter dem Einfluß seiner Maitresse, der Gräfin Kolbe-Wartenberg. Diese Dame war bürgerlicher Herkunft, der Graf Kolbe-Wartenberg hatte sie aber geheiratet und, indem er seine eigene Gemahlin dem König als Maitresse zuführte, verstand es dieser Kuppler, sich zum allmächtigsten ersten Minister aufzuschwingen. Sein Vorgänger im Amt war der Minister Dankelmann gewesen, ein Bestialer bürgerlicher Herkunft. Er hatte ein gerechtes und ehrliches Regime geführt, aber Weiberhass stürzte ihn. Bei der Königin Sophie Charlotte fiel Dankelmann in Ungunst. Der König ließ ihm darauf den Prozeß wegen angeblicher Unterschlagungen machen. Zwei Gerichte sprachen Dankelmann frei, weil nicht das Mindeste gegen ihn vorlag. Da lassierte der König selber das Urteil und warf Dankelmann kurzerhand in den Kerker, in dem Dankelmann 11 Jahre lang bis zum Tode der Königin Sophie Charlotte schmachten mußte. An seine Stelle trat der famose Graf Kolbe-Wartenberg, unter dem eine wüste Verschwendungsherrschaft einriß. Wartenberg selber sicherte sich ein Jahresgehalt von 130 000 Talern (fast eine halbe Million Goldmark, doch war damals der Geldwert noch etwa dreimal so hoch als 1914!), ein unerhörtes Gefalt für das noch kleine und sehr arme Land. Aber dank dem Einfluß seiner Gattin beim König setzte Wartenberg alles durch. Mit seinen beiden Helfern, Graf Wittgenstein und v. Wartensleben

— das Volk nannte dies Kleeblatt die drei „Wehe“ des Landes — plünderte Wartenberg die Staatskassen aus. Als der König unter dem Jorn der öffentlichen Meinung endlich Wartenberg schweren Herzens entlassen mußte, vermachte er ihm außer kostbaren Geschenken noch eine jährliche Pension von 20 000 Talern. So lohnte er den unredlichen Gatten seiner Maitresse; den ehrlichen Dankelmann hatte er in den Kerker geworfen.

Eine ähnlich unheilvolle Rolle wie die Gräfin Wartenberg unter Friedrich I. spielte die Gräfin Lichtenau unter Friedrich Wilhelm II. (1786—1797). Dieser unfähige Nachfolger des Alten Fritz war ein ebenso großer Schlemmer wie Weiberfreund. Bezeichnend ist, daß der sonst so stolze märkische Uradel, der prahlerisch von sich zu sagen pflegt, daß er längst vor den Hohenzollern in der Mark gefessen habe, diesem Fürsten seine Frauen willig als Maitressen überließ. In der langen Reihe der Maitressen Friedrich Wilhelms II. figurieren u. a. eine Gräfin Sophie Dönhoff und ein Fräulein Julie v. Bock (von ihrem Galan zur Gräfin von Juchenheim erhoben). Doch den größten Einfluß auf den König hatte die oben genannte Gräfin Lichtenau, von Hause aus eine bürgerliche Wilhemine Ende, die später einen Kammerdiener des Königs namens Kieg heiraten mußte, aber dann zur Gräfin Lichtenau erhoben wurde. Sie brachte den König, der in Rückwirkung seiner Ausschweifungen periodisch einer widerlichen Frömmelerei anheimfiel, ganz unter den Einfluß religiöser Dunkelmänner und Betrüger. Es war die Sekte der Rosenkreuzer, die damals allerhand spiritistischen Humbug verübte. Ihre Hauptverkünder, namens Böllner und Bischofswerder, hatten den König mittels ihrer Geistererscheinungen völlig in der Hand, sie waren seine ersten Ratgeber und spielten eine verhängnisvolle Rolle wie der König Kasputin am Hofe des letzten Nikolaus. Friedrich Wilhelm II. hatte von seinem Vorgänger einen Schatz von 51 Millionen Taler geerbt, er selbst hinterließ durch seine Maitressenwirtschaft 22 Millionen Taler — Schulden!

Aber noch einer Frau soll hier gedacht werden, der die Hohenzollernlegende den Heiligenschein gewoben hat, keiner Maitresse, sondern einer keibastigen Königin: der Königin Luise, der Gattin Friedrich Wilhelms III. Keine Frau hat die Märtyrerkrone weniger verdient als sie. Ihr Einfluß war es zum großen Teil, der den haltlosen König bestimmte, sich mit Alexander von Rußland zu verbünden und jenen unheilvollen Krieg von 1806 zu beginnen, in dem der absolutistische preussische Staat einen beispiellosen Zusammenbruch erlebte. Als Preußen vollkommen gedemütigt und zerschmettert am Boden lag, da wußte sich der biedere Friedrich Wilhelm keinen anderen Rat, als daß er seine Gattin zu Napoleon schickte, damit sie durch ihre weiblichen Reize das Herz des Eroberers rühre! Damals schrieb Napoleon an seine Gattin Josephine die berühmten Worte: „Die Königin von Preußen ist sehr lebenswürdig zu mir, aber Du brauchst deswegen nicht eifersüchtig zu sein, ich bin wie ein Wachstuch, von dem das alles abgeleitet.“

Nach der Katastrophe war es der Freiherr von Stein, der den preussischen Staat wieder aufzurichten suchte. Aber mit seinen Reformen, namentlich der Bauernbefreiung, stieß er auf den erbitterten Widerstand der preussischen Junker, deren Wortführer v. d. Marwitz erklärte: Lieber noch zehn Schlachten von Jena als die Steinsche Bauernbefreiung. Das Haupt dieser junkerlichen Fronde wurde die Königin Luise, die Stein bitter grollte, weil er den Luxus des königlichen Hofhaltes einzuschränken suchte. In einem Brief beklagt sich diese „edle“ Frau bitter, daß sie mit vier Gängen der Mittagstafel und drei Gängen der Abendstafel vorlieb nehmen müsse, das sei weniger als nichts! Die Hohenzollern-Legende läßt die Königin Luise an „gebrochenem Herzen“ sterben. In Wirklichkeit starb sie auf einer Bergnütungsreise zu ihren mecklenburgischen Verwandten, die sie mit einem lustigen „Heißhaha tralala!“ angetreten hatte. Ihr „untröstlicher Gatte“ ließ sich übrigens alsbald eine Gräfin Harrach morganatisch (zur linken Hand) antrauen.

Doch zurück zu Stein. Sein Schicksal war besiegelt, als er der Königin Luise die Summen zu einer Bergnütungsreise an den russischen Hof abschlug und meinte, daß das Geld für die Bewohner des verwüsteten Masuriens besser verwendet werden könne. Auf diese Kränkung hin brach die Königin dem Minister das Genick und der König entließ Stein als einen „widerspenstigen und ungehorfaunen Diener“. Vorher hatte er ihn in echt königlicher Weise noch durch die Adelseskne bei Napoleon den unglücklichen lassen! — Stein war übrigens nicht der einzige preussische Staatsmann, der sich gegen weibliche Hofintriguen wehren mußte, auch Bismarck hat zwei Menschenalter später bitter darüber geklagt, was ihm die Weiberröcke am preussischen Hofe zu schaffen machten.

An den Hohenzollern bewahrheitet sich eine alte Erfahrung, daß nämlich die größten Gegner der Frauenrechte oft am meisten unter weiblichem Einfluß, aber dann freilich unter dem ungeeignetsten weiblichen Einfluß stehen.

Schicksal!

Es ist so leicht, so leicht, wie sich's die Menschen machen!
Sie sagen: Es ist Schicksal! Ich vermag es nicht zu ändern!
Sie sagen: Es ist Gottes Wille! Ich muß mich fügen!
Es ist Vererbung! Ich muß es tragen!
Vorausbestimmung!
Verhängnis!
Unglück!
Tücke!
Pech!
Es ist stärker als ich!
Ich kann nichts dafür!
Du kannst nichts dafür!
Wir können nichts dafür!

Sie sagen nicht ein einziges Mal:

Es ist meine Schuld! Es geschieht mit Recht!
Ich hätte besser vorsorgen sollen und auf der Hut sein!
Caesar Blaisien.

Gebt Euer Recht nicht preis!

Das gleiche, allgemeine Wahlrecht, das Frauenwahlrecht — ich weiß, unter euch Frauen, die ihr Mütter und Hausfrauen seid, sind viele, die die Achsel zucken und meinen: Was ist uns das, wir haben es nicht verlangt!

Ich weiß, eure Sorgen kreisen um nähere Dinge, ihr klagt nicht, wenn ihr von euren Lasten und Bedrückungen spracht, über das „Dreiklassenwahlrecht“.

Ich weiß, euch drückt die Sorge um das tägliche Brot, euch quält die Mühe, Kleidung zu schaffen für drei, vier werdende Menschen, euch peinigt, daß ihr euren Kindern nicht den Weg bereiten könnt zu sorgenfreiem, lichem Dasein.

Aber müßt ihr euch denn nicht sorgen um das tägliche Brot, weil die Arbeitskraft eurer Männer Ware ist, die schlecht bezahlt wird, weil die Besitzer von Grund und Boden oder Maschinen von ihr leben wollen?

Müßt ihr euch nicht mühen um die nötigste Kleidung, während eure Männer an den Maschinen feinsten und kostspieligsten Luxuskleidern arbeiten müssen?

Könn't ihr euren, noch so gesunden und klugen Kindern nicht darum die Wege zu besserem Leben öffnen, weil euch das Geld fehlt, weil die Schulen, die Lernjahre zu hoch für euer Einkommen sind?

Und müßt ihr nicht Kinder gebären, ohne zu wissen, wie ihr sie ernähren solltet, müßt ihr nicht Kinder gebären, wenn ihr so unterernährt und krank wart, daß die Frucht in eurem Leibe auch schwach und krank sein mußte?

Ihr müßtet, euch drohte das Zuchthaus — den reichen Frauen standen teure Sanatorien und willige Hausärzte zur „Abhilfe“ bereit.

Das alles und noch viel mehr ist eure Plage, sind eure Lasten.

Nimmt man nicht das Mittel, Lasten abzuwälzen, selbst wenn man es vorher nicht als solches erkannte? Ergreift man nicht das Schwert, das einem zum Kampf um ein besseres Dasein, gegen eiserne Unterdrückung geboten wird, selbst wenn man nicht nach dem Schwert gerufen hat?

Die Revolution und die Partei, die dafür sorgte, daß sie nicht in eine Diktatur, in neue Unterdrückung ausartete, die alte Sozialdemokratische Partei, sie gab euch ein Schwert, gab euch ein Mittel an die Hand, an der Beseitigung alles, was euch bedrückt und bedrängt, mitzuarbeiten, mitzuarbeiten, ohne in blutigem, verheerendem Kampf alles zu zertrümmern: Das allgemeine freie gleiche Wahlrecht, euer Stimmrecht!

Wer wollte so närrisch sein, das Mittel nicht zu gebrauchen?

Ein Großstadtbild.

Von Elisabeth Röhl.

Im Vorort einer modernen Großstadt ereignete sich folgende alltägliche Geschichte:

Eine arme Schustersfrau erwartet in einem Monat ihr zweites Kind. Sie ist noch sehr jung, kann noch vielen Kindern das Leben geben, hat aber bei ihrer Verheiratung schon vier Kinder von drei verschiedenen Frauen vorgefunden. Der Mann hatte Pech, denn die erste Frau starb an der Schwindsucht, nachdem sie einem Jungen zum Leben verhalf. Die zweite Frau starb bei ihrem zweiten Kind — am Kindbettfieber. Die dritte Frau wurde von der Grippe weggerafft, sie ließ ein sieben Wochen altes Mädchen zurück. Die neue Mutter ging bei ihrer ersten Entbindung in eine Hebammenlehranstalt, in der sie sehr krank an ihren Brüsten wurde, schwere Operationen erduldet und für immer die Stillfähigkeit verlor. Sie also

erwartete das zweite Kind (das sechste in der Familie). In engster Behausung, bestehend aus der Küche, die zugleich Werkstatt des Mannes ist, einem Korridor, in dem die beiden größeren Jungen schlafen, und zwei düsteren schmalen Zimmern wohnen die Leute. Fünf Kinder also quirlen in der eng-dunklen Parterrewohnung. Es fehlen Kohlen; die Tapeten sind stellenweise abgerissen und lassen die feuchten Mauern sehen.

Der Frau sind keine Aufregungen erspart, denn der Schuster liebt über Gebühr den Schnaps. So geht die Entbindung frühzeitig los, der Mann muß in der Nacht eine Hebamme suchen. Die drei in der Nähe wohnenden weißen Frauen sind verhindert, eine Öffnete nicht; der Fall soll untersucht werden, ob Böswilligkeit dahinter stecke. Nach vergeblichem Umherlaufen geht er zu einer Frau, die als Erstwarterin ausgebildet ist und seine an der Grippe verstorbene Frau einst pflegte. Sie eilt hin, läßt aber inzwischen auch einen Arzt benachrichtigen, der nach einer halben Stunde erscheint und nur zu konstatieren braucht, daß ein kleiner Junge angekommen ist und die Pflegerin ihre Sache sehr gut gemacht hat.

Was zeigt uns dieser eine Fall, der sich ebenso gut in der Kleinstadt oder auf dem Dorf abgepielt haben könnte? Ich wurde nur zufällig auf ihn aufmerksam.

Er beleuchtet schlaglichtartig eine Reihe von sozialen Nöten und zeigt uns vielerlei Gründe, warum und wo die soziale Fürsorge von Mensch zu Mensch einzusehen hat. Er zeigt uns, wie ein Mensch, in diesem Falle der Mann, durch Anhäufung von Geld zum Trinker wird. Bestätigt werden erneut die jammervollen Wohnverhältnisse, die zu ändern vielleicht die Ansassen moralisch nicht mehr in der Lage sind und für die Hilfe nur von außen einsehen kann. Gegen die Anstaltsentbindung hat die Frau nun ein Vorurteil, weil sie beim ersten Kind die schweren Brustoperationen mitmachte. Zu Hause aber ist weder Ruhe, noch Sauberkeit, noch geordnete Pflege, weil in der betreffenden Stadt der private Hauspflegeverein seine Tätigkeit einstellte und städtische Pflegerinnen in solchem Umfange nicht vorhanden sind. Die Anstellung einer Pflegerin aber, die sich zu gleicher Zeit um den Haushalt kümmerl, ist zu kostspielig. Ist es da nicht ein Wunder, wenn Mutter und Kind gesund bleiben? Und müssen wir Frauen nicht alles daransehen, um durch die soziale Gesehggebung so krasse Gesehgnisse zu verhüten? Jede Frau müßte in einer guten Anstalt entbinden können. Zu gleicher Zeit aber muß eine Fürsorgestelle die Hilfe für den Haushalt stellen, die schon in den letzten beiden Wochen den hoffenden Frauen zur Hand geht und nach der Entbindung einige Zeit die Hausarbeiten weiter versieht.

Aber an der alltäglichen Gesehichte sah ich noch mehr, was zu ändern und zu bessern eine verhältnismäßig leichte Staatsmühe wäre. Ja, zu einer Arbeit des Landes gehört dieses Gebiet. Liebe Leserin, wir stehen vor den Landtagswahlen in Preußen, und diese sind eine Frauensache, und zwar eine sehr ernste und wichtige. Bekanntlich hat die erledigte Landesversammlung Preußens das Hebammengesetz nicht mehr verabschieden können (oder wollen!). Dieser Gesehentwurf sah schon eine Reihe von Besserungen verschiedener Art vor. Das neue Parlament wird zur Entscheidung bringen, ob der Gedanke, daß der Hebammendienst eine von Grund auf zu regelnde wichtige Sache ist, von den Frauen als Wählerinnen erfaßt wurde. Nirgendwo ist der Gedanke, die leiblichen Nöte durch sorgsam ausgebildete, nach Eignung gewählte Fürsorgerinnen zu bewältigen, von den Frauen erfaßt. Sonst müßten viel mehr Frauen Anhängerinnen der Sozialdemokratie sein, die das Arzt- und Hebammenwesen sozialisieren will. Dem Arzt und Hebamme müssen, von der Gesehenschaft angestellt, für die Gesehenschaft arbeiten.

Vorbeugende Maßregeln, rechtzeitige fürsorgerische Tätigkeit, vorgeführt und angebahnt durch Reichs- und Landesgesehggebung, ausgeführt durch städtische Maßnahmen, das ist ein Teilgebiet für die Frau in der Politik.

Unter dem Sozialismus, der jedem Individuum die eigene Existenz sichert, wird die Arbeit des Tages nur dazu dienen, die besonderen mehr oder weniger glänzenden Gaben des Individuums zur Geltung zu bringen, und die besten und fruchtbarsten Jahre des Lebens werden nicht, wie heute, verdorben werden in dem verzweifeltten, krampfhaften und erniedrigenden Ringen um das tägliche Brot.

Der Sozialismus wird jedem mit der Sicherheit eines menschenwürdigen Existenz die Freiheit zur Entwicklung und Ausbildung der körperlichen und geistigen Persönlichkeit gewähren, die er von der unerschöpflichen Mannigfaltigkeit und immer neuer Gestaltungskraft waltenden Natur mit auf die Welt bekommen hat.

Enrico Ferri.

Sagt es den Hausangestellten!

Die Volksbeauftragten — Mitglieder der sozialdemokratischen organisierten Arbeiterschaft — waren es, die am 12. November 1918 die Gesindeordnungen außer Kraft setzten.

Jahrzehntelang forderte die Arbeiterschaft von der Regierung die Beseitigung dieses alten Unrechts, Gehör fand sie aber nicht, denn die bürgerlichen Parteien lehnten stets die berechnete Forderung ab.

Die Volksbeauftragten waren es auch, die den Frauen, somit auch den Hausangestellten, das Wahlrecht gaben. Es nun zum eigenen Vorteil auszunutzen, muß Aufgabe einer jeden Hausangestellten sein, denn Großes steht bevor. Keiner darf sich selbst schädigen.

Das neue Recht für Hausangestellte wird baldigst im Reichstag zur Beratung stehen, und da werden wir von den bürgerlichen Parteien daselbe erleben wie seinerzeit im Preussischen Landtag.

Man wird unseren Forderungen auf Einführung der gesetzlich geregelten Arbeitszeit, der genügenden Freizeit und des Abschließens von Tarifverträgen mit Hohn und Spott begegnen und wird sich nicht scheuen, wieder zu erklären, daß unsere Forderungen zu hoch seien und man daran denken müsse, sich Ausländer (Indier oder Chinesen) herzuholen. Man wird weiter sagen, daß die Hausangestellten nicht ausgebeutet werden, sondern man nur von einer Ausbeutung der „Herrschaften“ sprechen könne.

So und nicht anders wird wieder gesprochen werden, und festes Endes wird, da der Reichstag keine sozialdemokratische Mehrheit hat, ein Gesetz zustande gebracht werden, das uns nicht befriedigen wird.

Deshalb müssen alle Hausangestellten jetzt darauf bedacht sein, daß wenigstens der Preussische Landtag so besetzt wird, daß die organisierte Arbeiterschaft die Mehrheit bekommt.

Der Preussische Landtag hat Gesetze zu machen, die von weittragender Bedeutung auch für die Hausangestellten sein werden, darum kommt es auf jede einzelne Stimme an.

Keine Hausangestellte darf den Stimmzettel einer bürgerlichen Partei, von der Demokratischen Partei an bis zur Deutschnationalen, am 20. Februar in die Wahlurne werfen, denn diese können niemals wahre Vertreter der Hausangestellten sein.

Sagt es den Hausangestellten, die in ihrer Abgeschlossenheit kein sozialdemokratisches Blatt erhalten, daß sie alle ihre Stimme der Partei geben müssen, die immer aufrichtig und mutig für die Unterdrückten, auch für sie, eingetreten ist, nämlich der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands!

Ehering und Preußenwahl.

Von Theodor Thomas.

Ueber Trauringe könnten leicht einige hundert Geschichten geschrieben werden. Diesmal will ich mich mit einer begnügen, die meinen Bekannten Karl Kirchberg betrifft. Er mußte vorige Woche verreisen. Während er aus seinem Abteil auf den Bahnsteig blickte, stieg eine hübsche junge Dame zu ihm ein, die ihn bat, ihr den Platz in der anderen Ede freizuhalten.

Einen lieberen Auftrag hätte Karl nicht erhalten können. Er war zwar mit Erfolg verheiratet, um aber der jungen Mitfahrenden das Herz darüber nicht schwer zu machen, streifte er sein äußeres Kennzeichen ab. Dann setzte er sich frohen Mutes auf seine gestreiften Hofen.

Das hübsche Mädchen kam kurz vor Abfahrt wieder ins Abteil. Nun legte unser Karl los mit seinen dreideutigen Redensarten, auf die sein Gegenüber nur sehr ausweichend Antworten gab. Trozdem schwafelte er lustig weiter, in der Hoffnung, Eindruck zu machen. Auf einmal frug ihn die Dame aus der andern Ede:

„Wie denken Sie über die Aussichten am 20. Februar?“

Er prallte entsetzt zurück.

„20. Februar? Was ist denn da los?“

„Ja, wissen Sie denn nicht, daß an diesem Tage der preussische Landtag gewählt wird?“

Wenn man ihm gesagt hätte, daß er am 20. Februar aus dem vierten Stock in den Hof geschmissen würde, hätte er kein unglücklicheres Gesicht machen können. „So hübsch sein“, dachte er, „und solche Reden.“

Dies rätselhafte weibliche Wesen aber fuhr fort: „Ich wundere mich, wie man heute überhaupt noch Wichtigeres zu besprechen hat, wie es die Wahl gerade diesmal ist. Anscheinend wissen viele gar nicht, was auf dem Spiel steht?“

Kirchberg speerte seinen Mund weit auf und sah sein Gegenüber dumm an:

„Ja, ja,“ fuhr das fort, „Jeder Mann, der mit einer Frau, jeder Jüngling, der mit einer jungen Dame zusammentrifft, sollte der tiefen Bedeutung dieser Wahl gerecht werden und statt des üblichen süßen Schmusens ihr mal was Vernünftiges ins Gewissen reden, denn die Frauen geben den Ausschlag.“

„Kolossal, nur ich verstehe ja gar nicht...“

„Schlimm genug. Aber dann kommen Sie wenigstens Ihrer Pflicht etwas nach und zeichnen Sie mir hier einen Betrag für die Wahl. Das ist auch schon was.“

„Aber selbstverständlich, gern.“

„Hier.“ Damit schob sie ihm eine Liste hin. Er zögerte; gern tat er es nicht.

„Nun, als lediger Herr“, sie betonte das Wort „ledig“ wie auf eines Messers Spitze, „können Sie ruhig mal einen Blauen fliegen lassen.“ ermunterte sie ihn.

Widerwillig malte Karl hundert Mark hin. „Verteufelt, das war ein teurer Spaß,“ brummte er.

„Ja, ja, diese Wahl, das ist etwas sehr, sehr Wichtiges; schon wenn man sich die Verfassung ansieht, erkennt man ihre Bedeutung. Haben Sie mal einen Blick hineingetan?“ plauderte sie weiter, während der Hunderter verschwand.

Er hatte es nicht. Da verkaufte „sie“ ihm noch schnell das kleine Büchlein von Hirsch für 2,50 M. Ihre Station war gekommen, sie stand auf.

Er machte zum Schluß doch noch einen Versuch: „Ob man sich nicht mal treffen könne“, frug er sie.

„In einer politischen Versammlung ja; und dann bringen Sie Ihre Frau mit.“

„Was, meine Frau?“

„Jawohl. Meinen Sie, ich hätte nicht gesehen, wie Sie, als ich das erstemal hereinkam, ihren Ring brav anhatte? O, das habe ich sofort gemerkt.“

Er war baff. Sie verabschiedete sich höflich und ging. Kirchberg aber steckte seinen Ring wieder an und las sich die preussische Verfassung mal durch, fortwährend leise schimpfend:

„Auf so ein hübsche Barbe fall ich nicht mehr hinein; man ist jetzt ja keinen Augenblick sicher, einer Agitatorin in die Arme zu laufen. Elchloft.“

Ergählt hat Karl Kirchberg seiner Frau die Sache nicht; vielleicht erfährt sie es auf diesem Wege, Schaden kann es ihm nicht.

„Mutter, denk an mich!“

Von G. Pils.

Der Sinn dieses herrlichen Plakates, das der Wahlpropaganda bei den Reichstagswahlen diene, sollte jede Mutter, nein jede Frau auch bei den demnächst stattfindenden Wahlen beschäftigen. Wer sich den schlecht gekleideten und schlecht ernährten Jungen vergegenwärtigt, wem blutet da nicht das Herz? Und so wenig wir leider durch das viel zu geringe Einkommen unserer Männer, die als Arbeiter, Angestellte und Beamte tätig oder gar arbeitslos sind, gegen dieses Elend tun können, um so mehr können wir mit dem Stimmzettel helfen. Seid dessen eingedenk! Redet nicht so leichtfertig, wie man es oft in den Kaufäden hört: „Es wird ja doch nicht besser!“, sondern sagt: „Es muß besser werden!“

Die Ärzte sind bei den hohen Honorarfähren und unserem geringen Einkommen nicht zu bezahlen. Kräftige Lebensmittel sind wegen zu hoher Preise nicht zu beschaffen. Die Hausarztvereine (Selbsthilfe der organisierten Proletarier) sind wegen allzu hoher Arztforderungen nicht mehr lebensfähig. Die Kinderkliniken sind überfüllt.

Genossinnen, laßt Euch nicht beschämen von den bürgerlichen Frauen, Kloster- und Krankenschwestern sowie den nicht denkenden Frauen, welche überall mit dem Schwindelmärchen agitieren, unser Elend wäre die Folge der Revolution. Sagt allen, daß es die Folgen des nicht zu verantwortenden Krieges sind, sagt ihnen laut und deutlich, auch in den Kaufäden, wie wir schon während des Krieges hungern, frieren und leiden mußten, wie unsere Männer sich opfern, unsere Kinder darben mußten. Haltet Euch immer wieder das herrliche Wahlplakat vor Augen: „Mutter, denk an mich!“ Agitiert bei allen Verwandten, Hausangestellten und den gleichgültigen Frauen, damit durch eine sozialdemokratische Mehrheit unsere Forderungen erfüllt werden. Damit auch für uns einmal wieder die Sonne lacht und wir unseren Kindern eine heitere, glückliche, nicht von Sorgen gepeinigte Mutter sein können.

festelt die Erde in zwängende Schranken!
Greifet der Zeit in das rollende Rad!
Bindet die Flügel der kühnen Sedanken!
Haltet die Menschheit auf strebendem Pfad!
Törichter Blödsinn spricht:
„Erde, beweg' dich nicht!“ —
Nimmermehr zwingt ihr sie, stille zu stehen!
Vorwärts und vorwärts wird ewig sie gehen!
Hindert und hemmet noch:
Und sie bewegt sich doch! Max Regal.